

erzählen

tönen

schreiben

erzählen

lesen



---

Sonderdruck aus der Buchveröffentlichung unter dem Titel

# Schreiben im Kontext

von Schule, Universität, Beruf und Lebensalltag

herausgegeben von

Johannes Berning

Nicola Keßler

Helmut H. Koch

beim LIT-Verlag, Münster 2006.

Textgestaltung: Traudel Saller, Münster

Umschlaggestaltung: Angela Thamm, Aachen

Druck und Heftung: Copy Center, Münster 2006

**A**ngela Thamm  
Sprach Spiel (t)Räume  
Zur Wiederentdeckung des Schreibens in therapeutischen  
Prozessen

---

Motto:

*Schreiben heißt: sich selber lesen.*

Max Frisch

*Er spielte*

*am liebsten Verstecken,*

*aber es klappte nie,*

*weil er sich nicht fand.*

Tilmann, 8 Jahre

*In einem Kreise von Männern, denen es als ausgemacht gilt, dass die wesentlichsten Rätsel des Traumes durch die Bemühung des Verfassers<sup>1</sup> gelöst worden sind, erwachte eines Tages die Neugierde, sich um jene Träume zu kümmern, die überhaupt niemals geträumt worden, die von Dichtern geschaffen und erfundenen Personen im Zusammenhang einer Erzählung beigelegt werden.<sup>2</sup>*

Mit diesen Sätzen beginnt einer der wesentlichsten Artikel des Psychoanalytikers Sigmund Freud auf Spurensuche nach den Geheimnissen seelischer Heilung. In einer Novelle des Autors Wilhelm Jensen war der Arzt auf ein unerwartet kluges dichterisches Wissen gestoßen, welches den eigenen medizinischen Ansichten er-

---

<sup>1</sup> Anmerkung im Original: „Freud, Die Traumdeutung, 1900 [Ges. Werke, Bd. II/III].

<sup>2</sup> Sigmund Freud, Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“. In: Ders., Gesammelte Werke, Frankfurt am Main, S. Fischer, 6. Auflage 1976, XIX Bde, Bd. VII, S. 29-125, hier S. 31.

staunlich ähnlich zu sein schien. Der 1903 im Buchhandel erschienene Text hatte die 1902 auf Anregung von Wilhelm Stekel gegründete Psychologische Mittwoch-Gesellschaft in Wien gleichzeitig fasziniert wie irritiert, erzählte er doch – ohne offensichtlichen Rückgriff auf die Theorie Freuds – die Geschichte einer Genesung von einem Wahn. Konnte es wirklich sein, dass dem Dichter die Schriften Freuds unbekannt waren? – Man entschloss sich, den Autor selbst zu befragen.

*Wien, am 20/III 1902*

*Sehr geschätzter Dichter!*

*Ihre herrliche Novelle „Gradiva“ hat es uns angetan. Uns – das heißt einer kleinen psychologischen Gesellschaft, die sich allwöchentlich bei Herrn Professor Freud, dem berühmten Nervenarzte, versammelt.*

*Allwöchentlich wird diskutiert, und letzte Woche diskutierten wir über „Gradiva“. Alle waren wir einig, dass die Novelle ein Meisterwerk ersten Ranges wäre. Aber auch vom ärztlichen und psychologischen Standpunkt haben Sie so viel Wahrheit hineingedichtet, dass wir alle gestehen mussten: Diese Dichtung ist geradezu Wissenschaft. Nun meinte ein Überkluger, Jensen hat das Traumbuch von Prof. Freud gründlich studiert. (Der Traum. Deuticke 1900)*

*Meinung stand gegen Meinung. Wir gerieten hart aneinander. Meister! Schlichten Sie den Streit. Haben Sie das Buch von Freud über den Traum gelesen, oder haben Sie uns mal wieder gezeigt, dass der Dichter der Wahrheit näher kommt als die nüchterne Wissenschaft? Haben Sie es gelesen?*

*Seien Sie nicht böse, wenn ich in Sie dringe, um Sie um eine Antwort zu bitten.*

*Mit vorzüglicher Hochachtung*

*Stekel<sup>3</sup>*

Wie Jensens Antwort lautete, wissen wir leider nicht genau, aber in Sigmund Freuds Artikel von 1907 heißt es, der Dichter habe, wie vorauszusehen gewesen sei, „verneinend und sogar etwas unwirsch“ reagiert. „Seine Phantasie habe ihm die „Gradiva“ eingegeben, an der er seine Freude gehabt habe; wem sie nicht gefalle, der möge sie eben stehen lassen [...]“<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Sigmund Freud, Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“. Mit der Erzählung von Wilhelm Jensen. Hrsg. und eingeleitet von Bernd Urban. Frankfurt am Main: Fischer TB, 3. Aufl. 2003, S. 17. (Im weiteren zitiert als „Texte und Briefwechsel zur Gradiva“).

<sup>4</sup> Texte und Briefwechsel Gradiva, S. 122.

Worum geht es in der Novelle? Der junge Archäologe Norbert Hanold stößt in einer Antikensammlung Roms auf das Reliefbild einer jungen Römerin, welches auf ihn so anziehend wirkt, dass er einen Gipsabdruck davon herstellen lässt, den er in seiner Studierstube in irgend einer deutschen Universitätsstadt aufhängt.

*Das Bild stellt ein reifes junges Mädchen im Schreiten dar, welches sein reichfaltiges Gewand ein wenig aufgerafft hat, so dass die FüÙe in den Sandalen sichtbar werden. Der eine Fuß ruht ganz auf dem Boden, der andere hat sich zum Nachfolgen vom Boden abgehoben und berührt ihn nur mit den Zehenspitzen, während Sohle und Ferse sich fast senkrecht emporheben. Der hier dargestellte ungewöhnliche und besonders reizvolle Gang hatte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Künstlers erregt und fesselte nach so vielen Jahren nun den Blick des archäologischen Beschauers.<sup>5</sup>*



Abb.1: Relief der Gradiva<sup>6</sup>

---

<sup>5</sup> ebd., S. 35.

<sup>6</sup> ebd., Abb. gegenüber S. 96.

Der junge Wissenschaftler verliebt sich in die steinerne Figur, und in seinem Wahn beginnt er, nach ihr zu suchen.

Welche Gedanken, Gefühle und Geschehnisse Wilhelm Jensen inszeniert, um den jungen Archäologen Norbert Hanold aus seinem steinernen Käfig zu befreien und zur Liebesfähigkeit gelangen zu lassen, kann an dieser Stelle leider nicht weiter verfolgt werden. Uns geht es hier allein um Freuds Entdeckung, dass der Dichter in seinem Text einen Heilungsentwurf zu „verstecken“ vermag, welcher dem eigenen Bewusstsein verschlossen ist, ja von dem er – so aus dem Briefwechsel mit Freud ersichtlich – noch nicht einmal etwas zu ahnen scheint. Der literarische Text bzw. sein Verfasser inszeniert für seinen Helden sowohl die Erkrankung wie auch die Wege ihrer Heilung. Sein Unbewusstes scheint um das Geheimnis der Lösung aus dem Konflikt zu wissen.

„Wir schöpfen wahrscheinlich aus der gleichen Quelle“, schlussfolgert Freud am Ende seines Forschungsartikels,

*„bearbeiten das nämliche Objekt, ein jeder von uns mit einer anderen Methode, und die Übereinstimmung im Ergebnis scheint dafür zu bürgen, dass beide richtig gearbeitet haben. Unser Verfahren besteht in der bewussten Beobachtung der abnormen seelischen Vorgänge bei anderen, um deren Gesetze zu erraten und aussprechen zu können. Der Dichter geht wohl anders vor; er richtet seine Aufmerksamkeit auf das Unbewusste in seiner eigenen Seele, lauscht den Entwicklungsmöglichkeiten desselben und gestattet ihnen den künstlerischen Ausdruck, anstatt sie mit bewusster Kritik zu unterdrücken. So erfährt er aus sich, was wir bei anderen erlernen, welchen Gesetzen die Betätigung dieses Unbewussten folgen muss, braucht diese Gesetze nicht auszusprechen, nicht einmal sie klar zu erkennen, sie sind infolge der Duldung seiner Intelligenz in seinen Schöpfungen verkörpert enthalten.“<sup>7</sup>*

Dass man dem Dichter einen „schlechten Dienst erweise“ wenn man sein Werk zu einer „psychiatrischen Studie erkläre“, ist Freud sehr wohl bewusst,<sup>8</sup> – doch lesen wir in die Korrespondenz mit C. G. Jung hinein, so gilt das analytische Interesse der

---

<sup>7</sup> Freud 1976, S. 120 f.

<sup>8</sup> Freud 1976, S. 70.

Ärzte dennoch eher der Neurose des Dichters als seiner „poetischen Selbstsorge“.<sup>9</sup> Man fand zwar heraus, dass das Thema der Gradiva auch in anderen Novellen des Dichters latent war, doch die Frage, inwieweit Jensens Schriftstellerei dazu beigetragen habe, dass er, statt zum Patienten zu werden, als Dichter die Leser zu beglücken vermochte, wurde nicht wirklich gestellt.

Auch die Patientin Anna O. alias Bertha Pappenheim, hatte sich seit ihrer Jugend mit dem Schreiben, u. a. der Abfassung von Stücken für ihr Privattheater, zu entlasten versucht und durch Berichte über ihre Selbsterfahrungen, dass sich ihre hysterischen Symptome ebenso bei der Wiedergabe von Märchen und Erzählungen reduzierten, ihren Ärzten Freud und Breuer die Entdeckung der „talking cure“ erst ermöglicht.

*Wir fanden nämlich, anfangs zu unserer größten Überraschung, dass die einzelnen Symptome sogleich und ohne Wiederkehr verschwanden, wenn es gelungen war, die Erinnerung an den veranlassenden Vorgang zu voller Helligkeit zu erwecken, damit auch den begleitenden Affekt wachzurufen, und wenn dann der Kranke den Vorgang in möglichst ausführlicher Weise schilderte und dem Affekt Worte gab. Dabei treten, wenn es sich um Reizerscheinungen handelt, diese: Krämpfe, Neuralgien, Halluzinationen, – noch einmal in voller Intensität auf und verschwinden dann für immer.<sup>10</sup>*

Dass Berta Pappenheim (1859–1936) nicht alleine in der psychoanalytischen Behandlung gesundete sondern auch mit dem Schreiben von zunächst Märchen, später Erzählungen, Theaterszenen und bis ins Alter hinein in Berichten, adressiert

---

<sup>9</sup> Der inhaltliche Bezug zur romantischen Entdeckung persönlicher „Künstlerischer Selbstsorge“ in Ergänzung des politischen Programms der Selbstsorge im Sinne Bettine- und Achim von Arnims kann hier nur angedeutet werden. Eine ausführliche Darstellung ist nachlesbar in meinem Artikel „Sie hatte immer zu schreiben.“. Bettine von Arnims Selbstsorge mit Feder, Tinte und Papier. In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, hrsg. von Wolfgang Bunzel, Bd. 18, Berlin, Saint Albin 2006, S. 85-115 (im Druck). Vgl. hierzu auch Ulrike Landfester, „Die echte Politik muss Erfinderin sein.“ Das politische Vermächtnis Achim und Bettine von Arnims. Festvortrag zur Eröffnungsveranstaltung der „Romantischen Tage“ in der Akademie der Künste in Berlin am 6. Mai 2004. In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, Saint Albin 2004, S. 15-24.

<sup>10</sup> Studien über Hysterie, S. 9 f. Vgl. auch Marianne Brentzel, Sigmund Freuds Anna O. Das Leben der Bertha Pappenheim. Leipzig, Reclam 2004, hier insbes. S. 246-270.

an jüdische Mädchen und Frauen, immer wieder nicht nur andere sondern auch sich selbst heilsam zu begleiten wusste, scheint offensichtlich. Doch führten diese Fakten den Naturwissenschaftler Freud und seine Schüler bis heute hin nicht zu der Konsequenz, das Schreiben systematisch in die psychoanalytische Methode einzubeziehen. Die heilsame Tätigkeit schöpferischen Sprachgebrauchs und – im Sinne der sprachphilosophischen Überlegungen Ludwig Wittgensteins – poetische Erweiterung alltäglicher Sprachspiele mit Erzählen, (Vor)Lesen und Schreiben konnte bislang in ihrer hervorragenden Bedeutung noch nicht entziffert werden.<sup>11</sup>

Erst mit der Einführung einer sprach- und symboltheoretischen Reflexionsebene in die psychoanalytische Diskussion durch den Psychoanalytiker und Soziologen Alfred Lorenzer können im Sinne eines tiefenhermeneutisch angelegten „Szenischen Verstehens“ die entscheidenden Fragen wissenschaftlich gesichtet und angegangen werden: Was macht das Schreiben mit den Dichterinnen und Dichtern? Wann und wie können sie an ihren Texten gesunden? Warum gelingt dies nicht immer und wieso ist der, der schreibt, noch lange nicht bei sich?<sup>12 13</sup>

Der folgende Artikel schließt an die Überlegungen Lorenzers an, das Sprachspiel-Konzept Ludwig Wittgensteins für die psychoanalytische Theoriebildung neu zu entfalten.<sup>14</sup> In einer Studienarbeit der Schreiberin dieses Artikels in den 80iger Jahren wurden außerdem erste Versuche unternommen, die damals recht jungen Erfahrungen einer, im Rahmen der Integrativen Therapie von Hilarion Petzold und Ilse Orth angestoßenen Schwerpunktbildung „Poesie- und Bibliothherapie“ am Fritz – Perls – Institut (Hückeswagen/Beversee) mit sprachwissenschaftlichen Erkennt-

---

<sup>11</sup> „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache. Ich werde auch das Ganze: Der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verbunden ist, das „Sprachspiel“ nennen.“ (Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen. Frankfurt, Suhrkamp 1977, S. 28 ff.

<sup>12</sup> Alfred Lorenzer, Die Sprache, der Sinn und das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundwissen und Neurowissenschaften. Hrsg. Von Ulrike Prokop. Mit einer Einleitung von Bernhard Görlich und einer Einführung von Marianne Leuzinger-Bohleber. Stuttgart, Klett-Cotta 2002, hier bes. S. 63 ff.

<sup>13</sup> Eva Koch-Klenske, „Wer schreibt ist noch lange nicht bei sich“. Psychologie heute 2/84, S. 61-67.

<sup>14</sup> Alfred Lorenzer, Wittgensteins Sprachspiel-Konzept in der Psychoanalyse. In: Ders., Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis. Frankfurt, Suhrkamp 1977, S. 15-37.

nissen zu erweitern und zu vertiefen.<sup>15</sup>

Doch die „Schreibbewegung“, die sich mit Kreativem Schreiben, Literarischen Werkstätten, mit Poesietherapie und Poesiepädagogik vor mehr als 20 Jahren an Volkshochschulen, Schulen, ja sogar manchen Hochschulen enthusiastisch ins Zeug legte, hat seit Jahren Entwicklungsprobleme. Gegenwärtig scheint sie nahezu blockiert – was in Zeiten von PISA und eines vielerorts dokumentiertem Sprachverlusts junger sowie alter Menschen in der technisierten Zeit verwundern könnte – und auch sollte!<sup>16</sup>

Es sind die Texte, welche, in ihrem manifesten und – im Sinne der Tiefenhermeneutik Alfred Lorenzers – auch latenten Sinn die Bedeutung des Schreibens in therapeutischen Prozessen in dem folgenden Artikel entdecken lassen werden.<sup>17</sup> Theoretische Vertiefungen können im Rahmen dieses Artikels leider nur angedeutet werden und müssen weiteren Arbeiten vorbehalten bleiben.

Meinen etlichen Mitautorinnen, die mit Ihren Beiträgen, teils offen, teils verdeckt, weniger Krankheits- als vielmehr kluge Gesundheits- und Beziehungsgeschichten erzählen, sowie all denen, die über viele Jahre den Gedankengängen und Verknüpfungen auf die Sprünge geholfen haben und es in Zukunft noch tun werden an dieser Stelle ein ganz herzliches Dankeschön!

---

<sup>15</sup> Angela Thamm, Poesie- und Integrative Therapie. Linguistische Überlegungen zu einem besonderen Sprachspiel. In: Hilarion Petzold, Ilse Orth, Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten. Paderborn: Junfermann, 3. Aufl. 1995, S. 135-157, hier bes. S. 149 ff.

<sup>16</sup> Karl Ermert, Thomas Bütow, Was bewegt die Schreibbewegung? Kreatives Schreiben – Selbstversuche mit Literatur. Dokumentation einer Tagung der Evangelischen Akademie Loccum vom 17. bis 19. November 1989. Loccumer Protokolle 63/1989. 1. Aufl. 1990.

<sup>17</sup> Regina Klein, Tiefenhermeneutische Zugänge. In: Edith Glaser, Dorle Klika u. a. (Hrsg.), Handbuch: Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbronn, Klinkhardt-Verlag 2004, S. 622-635.

**„Ein Tisch ist (k)ein Tisch.“  
Sprachverweigerung als Protest.**

*Ich will von einem alten Mann erzählen, von einem Mann, der kein Wort mehr sagt, ein müdes Gesicht hat, zu müd zum Lächeln und zu müd, um böse zu sein. Er wohnt in einer kleinen Stadt, am Ende der Straße oder nahe der Kreuzung. Es lohnt sich fast nicht, ihn zu beschreiben, kaum etwas unterscheidet ihn von andern. Er trägt einen grauen Rock und im Winter den langen grauen Mantel, und er hat einen dünnen Hals, dessen Haut trocken und runzlig ist, die weißen Hemdkragen sind ihm viel zu weit.<sup>18</sup>*

Mit diesen Sätzen lässt der Autor Peter Bichsel die zweite seiner „Kindergeschichten“ für Menschen jeden Alters beginnen, in denen sich ein Mann wie zufällig aus der Sprache denkt und schreibt und liest. Eines Tages, eigentlich eines guten Tages, hatte er sich zu einer Änderung seines Lebens entschlossen – aber statt sich selbst in der Begegnung mit anderen zu verändern, kam ihm die Idee, die Welt um sich herum mit etwas von dem wenigen zu verändern, über das er noch verfügte: Der Macht, die Welt mit Wörtern zu benennen und zwar so zu benennen wie alleine ER es wollte.

Ein merkwürdig „lustiges“ Spiel begann, in dem das Bett zum Bild, der Tisch zum Teppich, der Stuhl zum Wecker und die Zeitung zum Bett wurde. „Am Mann blieb der alte Fuß lange im Bild läuten, um neun stellte das Fotoalbum, der Fuß fror auf und blätterte sich auf den Schrank, damit er nicht an die Morgen schaute.“<sup>19</sup> – Und der Mann, dem das gefiel, kaufte sich blaue Schulhefte, in welche er seine neue Sprache eintrug, und er verbrachte nun die meiste Zeit damit, sie zu üben. Bald sogar träumte er schon in seiner neuen Sprache und verlor die alte aus dem Sinn.

Die „Kindergeschichte“ endet nicht gut – und sie ist auch nicht lustig:

*Sie hat traurig angefangen und hört traurig auf. Der alte Mann im grauen Mantel konnte die Leute nicht mehr verstehen, das war nicht so schlimm. Viel*

---

<sup>18</sup> Peter Bichsel, Ein Tisch ist ein Tisch. In: Ders., Kindergeschichten. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1997, S. 21-30.

<sup>19</sup> Ebd., S. 27.

*schlimmer war, sie konnten ihn nicht mehr verstehen. Und deshalb sagte er nichts mehr. Er schwieg. Sprach nur noch mit sich selbst, grüßte nicht einmal mehr.*“<sup>20</sup>

Dieser Text von Peter Bichsel kam mir in den Sinn, als ich die innere Not einer langjährigen Patientin spürte, welche sich als allein erziehende Mutter angesichts der pubertären Rücksichtslosigkeiten ihrer Töchter ganz in sich zurück gezogen hatte. Als die Kinder noch klein waren, hatten stundenlanges Erzählen und abenteuerlichste Fantasienspiele die quasi vaterlose Familie über schwierigste Krisen gerettet. Nun schien diese Sprachbrücke der Mutter zu den Töchtern verarmt und entwertet. Die Patientin fühlte sich zunehmend zurückgestoßen und ausgebeutet. Um ihren Ängsten, ihrer Traurigkeit und ihrer Wut Ausdruck zu geben fehlten ihr die Worte.

Ich erzählte der Patientin die Kindergeschichte von Peter Bichsel und fragte sie, ob Sie eine Idee habe, wie dem alten Mann wieder zu einer Sprache zu verhelfen sei, mit der er verstanden werden könnte. Und schon wenige Sekunden später sprudelten aus der gerade noch so verzweifelten Patientin die zentralen Szenen der folgenden Geschichte hervor, die sie wenig später folgendermaßen ausformulierte.<sup>21</sup>

*Vera schlenderte heimwärts. Der Nachmittag war sonnig warm und in ihrem Appartement wartete niemand und nichts auf sie, also ließ sie sich Zeit. Sie bog aus der Langgasse in die Parkstraße ein und sah ihn wieder dort stehen. Seit Wochen schon beobachtete sie einen Mann, der immer an der selben Laterne stand, mit sich selbst sprach und gelegentlich sparsam gestikulierte. Wie immer schien er seine Umwelt nicht wahrzunehmen und niemand nahm Notiz von ihm.*

*Vera blieb stehen und beobachtete ihn: alles an ihm schien grau zu sein: sein Anzug, das Hemd, die Krawatte, sein schütteres Haar und selbst seine Haut. Er kam ihr so verloren vor, wie er da so stand und vor sich hin murmelte. Kurz entschlossen überquerte Vera die Straße, trat auf ihn zu und zupfte an seinem Ärmel. Er wandte ihr das Gesicht zu und sah sie erwartungsvoll an.*

---

<sup>20</sup> Ebd., S. 29 f.

<sup>21</sup> Die Texte meiner Mitautorinnen sind ganz bewusst nicht auf fehlerfreie Orthografie und Zeichensetzung überkorrigiert – denn die poesietherapeutische Praxis kann nur angesichts des Ausschlusses jeglichen inneren Zensors gelingen.

„Guten Tag“ sagte Vera und lächelte ihn an. Ein Schatten legte sich auf das Gesicht des Mannes, und er antwortete betrübt: „So trete mit“ und starrte Vera hilflos an. Vera blinzelte verwirrt; der Mann sprach eindeutig deutsch, doch ergaben seine Worte keinen Sinn.

„Ich verstehe nicht“ sagte Vera. Der Mann zuckte die Achseln, erwiderte „So trete mit“ und ließ den Kopf hängen.

Vera überlegte, dann deutete sie mehrfach mit dem Zeigefinger auf sich und sagte: „Vera, ich bin Vera“. Der Mann blickte sie fragend an, dann ging ein Leuchten des Verstehens über sein Gesicht, er deutete auf sich selbst und sagte: „Harry, so melde Harry“. Er lächelte glücklich und wiederholte ein paar Mal „Vera, Harry“.

Vera betrachtete ihn mit schief gelegtem Kopf, trat dann drei Schritte seitlich und brach von einem Teerosenstrauch ein Blüte ab, ging damit auf Harry zu, steckte ihre Nase in die Blüte und holte tief Luft. Dann sah sie Harry ins Gesicht hielt ihm die Rose unter die Nase und sagte: „Duft“. Harry schnupperte an der Blume, die sehr intensiv roch und wiederholte zunächst zaghaft: „Duft“, und dann sicherer: „Duft“.

„Ja. Duft“, bekräftigte Vera, hielt die Rose noch einmal an ihre Nase und steckte sie dann Harry in das Knopfloch am Revers des Anzuges. Vera legte ihre Hand leicht auf Harrys Arm und sagte: „Tschüss, Harry“, überquerte die Straße und winkte ihm noch einmal zu; Harry winkte zurück und schnupperte an der Rose in seinem Knopfloch.

Der nächste Nachmittag war brütend heiß. Zielstrebig ging Vera zur Parkstraße und Harry stand schon da mit einer frischen Rose am Revers.

„Hallo Harry“, begrüßte Vera ihn und hakte sich bei ihm unter, „komm mit!“

„So trete mit“ erwiderte Harry verständnislos, doch Vera zog ihn bereits die Straße hinunter.

Einige hundert Meter weiter kamen sie zu dem Eissalon MODENA, und Vera kaufte zwei Hörnchen mit je drei Eiskugeln. Eines davon drückte sie Harry in die Hand und sagte „Eis“. „Eis?“ wiederholte Harry fragend. „Ja, Eis“ erwiderte Vera und leckte an ihrem Hörnchen, „Hmm, süß“, sagte sie genießerisch. Auch Harry leckte an seinem Eis, ließ es auf seiner Zunge zergehen und wiederholte: „Eis, süß, süß, Eis“. Vera nickte und lachte ihn an.

Der folgende Tag war ein Freitag und ab 16:00 Uhr sollte im Kurpark ein Konzert stattfinden. Vera beeilte sich und fand Harry wieder bei seiner Laterne vor; er schien sie erwartet zu haben. Sie schob ihre Hand unter seinen Arm

*und lenkte ihn in Richtung Kurpark. Dort angekommen, setzten sich die beiden auf zwei nebeneinander liegende freie Plätze und warteten auf den Beginn des Konzertes. Das Orchester brachte als erstes das Ave Maria von Bach/Gounod, die Leitstimme wurde von Celli gespielt und das Publikum lauschte andächtig. Vera beobachtete Harry von der Seite und sah, dass ihm Tränen in die Augen traten. „Musik“ flüsterte Vera und Harry nickte. Als die letzten Töne verklungen, wandte Harry Vera sein Gesicht zu „Gebet“ sagte er ergriffen und eine Träne rollte ihm über die Wange, er hatte sich an ein Wort erinnert. Applaus brandete auf, Harry sprang auf die Füße und klatschte begeistert mit. (I. B.)*

Harrys sinnenhafte Rückführung in die regelhafte Sprache durch Vera, die spürt, was ihm abhanden gekommen ist und wie er es zurückgewinnen kann, birgt das unbewusste bzw. vorbewusste Wissen der Patientin um die eigenen Möglichkeiten der Wiedereingliederung in die gesellschaftliche Kommunikation.<sup>22</sup> Auch sie kann sich den Menschen um sich herum mit ihren Verletzungen nicht mehr verständlich machen, auch sie scheint ihre Sprache verloren zu haben: Szenen ehemals verlässlich gelingender zwischenmenschlicher Einfühlung scheinen plötzlich wieder mit frühkindlichen Schreckensfantasien und traumatischen Jugenderlebnissen überschwemmt. Das mühsam erworbene Überlebenskript, sich selbst und der Umwelt mit einer höchst bildhaften Sprache begreifbar zu bleiben, funktioniert angesichts der nahezu versiegten positiven töchterlichen Spiegelungen nicht mehr.

Mit der imaginativen Einladung in die Kindergeschichte von Peter Bichsel gelingt der Patientin eine Selbstfindung im vertrauten Milieu tagträumerischer Fantasien. Über die (Er)Findung von Vera und die Identifizierung mit ihr findet die Patientin zurück zu ihrer verlorenen Kommunikationsfähigkeit. Durch die Wiederbelebung von Resonanzfähigkeit auf der eigenen inneren Bühne heilt sie mit der Inszenierung der Reintegration des alten Mannes den verstörten Harry in sich.

Kreative Texte ermöglichen sowohl neue diskursive sowie präsentative Eindrücke, welche für die Ganzheitlichkeit des Lebens und Lernens in Kindergarten, Schule, Hochschule und Beruf für Menschen jeden Alters unverzichtbar sind. Hier die Resonanz einer Studentin auf beide Geschichten in einem Text, der im Sinne einer

---

<sup>22</sup> Zur Konkretisierung des Vokabulars vgl. Alfred Lorenzer 2002, insbesondere S. 99 ff.

„Gesundheitsgeschichte“ im Seminar geschrieben wurde.<sup>23</sup>

***Sprache, Sprache und doch ist die Traurigkeit so nah...***

*Da sind Wörter, viele Wörter und doch reichen sie nicht zum Überleben, zum kommunizieren.*

*Ein Mann, eine Sprache und keiner der sie versteht, dabei ist es so einfach, so natürlich was dort geschah. Wir suchen uns Menschen zum reden und entwickeln zusammen mit diesen Menschen Ausdrucksmöglichkeiten, die manchmal weit über Wörter hinausgehen und doch haben sie stets das gleiche Ziel, die Verständigung.*

*Manchmal auch die Geheimhaltung z. B. Geheimsprache.*

*Aber und das ist das Entscheidende, hier dient die Sprache als Band, als Verbindung zwischen mindestens zwei Menschen.*

*In dem Fall des Mannes war keiner da. Er war traurig und vielleicht einsam. Die tägliche Einöde schien ihn zu erdrücken. Er suchte sich neue Wege daraus heraus und wollte etwas an seinem Leben ändern. Also änderte er etwas an seiner Sprache. Doch da außer ihm niemand da war mit dem er seine Sprache teilen, als Verbindung nutzen konnte, blieb er alleine mit sich, seinen Möbeln und seiner Sprache. Was zuerst die Rettung zu sein schien war letztlich der Weg in die absolute Einsamkeit.*

*Komm Fuß, setz dich zu mir an den Teppich auf den Wecker, gib mir deine blauen Hefte, und wir fangen an zu reden. (Julia Busch)<sup>24</sup>*

Die Aufforderung zum kreativen Schreiben integriert manifestes und latentes Wissen auch in wissenschaftlichen Seminaren und beflügelt persönliche und soziale Lernprozesse. Ohne jeglichen therapeutischen Anspruch eröffnet sie einen – dem

---

<sup>23</sup> „Schreiben Sie uns Ihre persönlichen GesundheitsGeschichten“ titelt ein aktuelles Projekt unserer Integrativen Literaturwerkstatt in Aachen, welches Patientinnen inspirieren will, sich mit der Verfassung der eigenen Gesundheitsgeschichte heilsames Ressourcenwissen „Wort für Wort“ und „schwarz auf weiß“ vor Augen zu führen.

<sup>24</sup> Der Text entstand am 28.04.2006 im Seminar „Historische Spuren ganzheitlicher Sprachentwicklung in Musik, Literatur und bildender Kunst“ am Institut für Erziehungswissenschaft an der Philipps-Universität Marburg. Dass durch den systematischen Einbezug tiefenhermeneutischer Erkenntnisse u. a. in eine moderne Hochschuldidaktik ganz neue Felder motivierender Schärfung kommunikativer Kompetenz und Lernstofffestigung eröffnet werden könnten, sei hier nur angedeutet.

psychotherapeutischen Setting der Psychoanalyse ähnlichen – heilsamen Sprachfindungsraum sowie den Zugang zu intuitivem eigenen Wissen. – Warum?

*Indem der Psychoanalytiker im »szenischen Verstehen« sich bemüht, die denotierende Bedeutung der Rede zu überhören, um in »gleichschwebender Aufmerksamkeit« sich bildhafte Szenen unabhängig vom logischen Gedankenfluß aufscheinen zu lassen, nimmt er die Sprache in ihrer präsentativen Symbolgestalt.<sup>25</sup>*

Mit der poesietherapeutischen Aufgabe, den alten Mann wieder zu einer verständlichen Sprache finden zu lassen, konnte die Patientin ihre Alltagssprachliche Praxis lebhaftig erweitern. Im Erzählen konnte sie sich „szenisch“ in einem durch die präsentative Ebene ergänzten diskursiven Text erleben, sich selbst beim (Vor)Lesen spiegelnd wahrnehmen und die neuen Erfahrungen im therapeutischen Dialog integrieren: Ich will nicht mehr kommunizieren lautete der unbewusste Protest der gekränkten Patientin – und warum dies so ist, vermag ich auch nicht zu erzählen!

Freuds Bemerkung über den Novellencharakter seiner Krankengeschichten wird mit der Revision der Psychoanalyse als Sprachanalyse und Sprachkritik erst wirklich begreifbar: „Im szenischen Verstehen und novellistischen Zusammenfassen der Erzählszenen nähern sich die Bilder, nähert sich die poetisch - präsentative Symbol Ebene den Abkömmlingen der unbewussten Sinnstruktur und das heißt eben auch: dem sozial Unerlaubten.“<sup>26</sup>

Mit dem – bibliotherapeutisch initiierten – spontanen Entschluss zur Übernahme der Regie auf der eigenen Bühne der Fantasie scheint für die Patientin der Bann der Sprachlosigkeit gebrochen. Mit Vera und Harry und ihren einander achtsam spiegelnden Begegnungen ist es ihr – wie in einem Traum – gelungen, stumme Tabuisierungen zu beleben und die Sprachlosigkeit in heilsamen inneren Bildern zu gestalten. Das vorher Unsagbare ist in die Sprache eingeholt und damit wieder sagbar geworden. Vermittelt über ihre Geschichte kann es sowohl mir als Therapeutin wie auch den drei Töchtern, von denen mir die Jüngste im Auftrage der Mutter die Geschichte elektronisch in einer E-Mail zuschickt, wieder ohne Scham kommuniziert werden. Der stumme Protest hat eine poetische Form gefunden.

---

<sup>25</sup> Alfred Lorenzer 2002, S. 76.

<sup>26</sup> Ebd.

## **Poetische Sprachspiele Kreative Brücken zwischen Menschen und Wörtern**

Erinnern Sie sich noch an die „Sprachspiele“ Ihrer Kindheit und die Lust auf Ihre Fantasie? Lockten Erwachsene ins Erzählen oder waren Sie mit Ihren Fantasien eher sich selbst überlassen? Wo und wann und wer hat Ihnen vorgelesen? Verbinden Sie mit dem Malen und Kringeln und den ersten Buchstaben positive oder negative Erfahrungen? Wie spielerisch sind die Szenen, in denen sie sich die Sprache aneignen und mit ihr experimentieren konnten – ja Lust daran hatten, zu reimen und zu fabulieren?

Es ist der von Kindheit an gelernte regelhafte Gebrauch der Wörter in Verbindung mit den Tätigkeiten, welche Wittgenstein mit dem Begriff „Sprachspiel“ beschreibt. Anders als in einer Privatsprache, deren Bedeutung, so wie bei dem alten Mann in der Geschichte von Peter Bichsel, nur einem Menschen verständlich ist, ist die soziale Praxis die Bedingung einer funktionstüchtigen, lebendigen Sprache.

*Ihren Ausdrucksformen werden Sinn und Bedeutung erst in einer kommunikativen Praxis gegeben, in der verschiedene Subjekte miteinander interagieren, wo Gegenstände – der Marktplatz, Obst und Gemüse, die Stromabrechnung – in gemeinsamem Handeln konstituiert, wo unterschiedliche Verwendungsweisen von Namen korrigiert oder akzeptiert werden die eben soziale Praxis ist. Welchen Sinn ein Wort in seinem jeweiligen Kontext hat, worauf es sich beziehen kann, kurz: was es bedeutet, ist Resultat seiner Verwendung in den vielfältigen Lebenszusammenhängen, die insgesamt menschliches soziales Leben ausmachen.<sup>27</sup>*

Mit dem tiefenhermeneutischen Vokabular Alfred Lorenzers lässt sich die Rede von den Sprachspielen um die Dimension des Unbewussten ergänzen. Das Wesen der Psychoanalyse ist, dass sie eben nicht (nur) als Sprachspiel funktioniert, sondern als „Verfahren der kritischen *Untersuchung* und *Veränderung* von Sprachspielstrukturen“ lautet eine der wesentlichsten Ergebnisse Alfred Lorenzers über

---

<sup>27</sup> Christian Stetter, System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2005, S. 153. Zur Vertiefung des sprachtheoretischen Hintergrundes des vorliegenden Artikels empfiehlt sich die Lektüre dieses Buches sehr.

den psychoanalytischen Prozess.<sup>28</sup> Desymbolisiertes Material kann im Sinne einer „Sprachveränderung“ bzw. „Sprachkritik“ resymbolisiert werden und – szenisch erweitert – ganzheitlich neu verstanden werden.

Dass poesietherapeutische Arbeit neben der Einladung des Unbewussten zur Sprachfindung gleichzeitig auch die Sprachspiele des Alltags beflügelt und heilsame Identitätsfindung bedeutet, wird in den folgenden Beispielen deutlich.

Blicken wir nochmals kurz zurück zur Begegnung zwischen Vera und Harry, deren Inszenierung ja so spontan und flüssig gelang: Vera weiß nicht nur um das Leiden von Harry, sie führt auch die Wörter – ganz so wie im Sprachspiel Wittgensteins – mit allen fünf Sinnen – Hören, Sehen, Schmecken, Riechen Tasten – wie einem Kinde zugewandt wieder ein. Das Problem des alten Mannes ist nicht alleine die Sprachverwirrung durch die falschen Namen und ihrer fehlenden Verankerung im gesellschaftlichen Regelsystem. Er scheint auch jegliche Verbindung zu einem/ihrer einstigen leibhaftigen Erlernen und ihrer szenischen Lebendigkeit verloren zu haben: Der Gebrauch der Wörter langweilt ihn so sehr, dass es ihm nicht schwer fällt, sich von ihnen zu trennen. Die Sprache des alten Mannes ist sinnhaft ausgedörnt, die Symbolkraft seiner Sprache kaum mehr erinnerbar und zerstört. Veras Heilungsidee ist die der Inszenierung resozialisierender Lernsequenzen, in denen *mit allen Sinnen* wieder benannt werden kann. Im „nachnährenden“ zwischenmenschlichen Dialog können neue Interaktionsformen gefunden, ja kann die Welt neu entdeckt, erspürt und benannt werden – der Diskurs in sozialen Einigungssituationen wieder fließen.<sup>29</sup>

Die Veränderung von Sprachspielen passiert in poesie- und bibliotherapeutischen Prozessen u. a. über das Spiel zwischen Inhalt und Form, Erweiterung und Verdichtung, z. B. in einem Elfchentagebuch, welches der Autorin von „Vera und Harry“ schon etliche Jahre zuvor hilft, die Psychodynamik der individuellen Blockierungsgeschehens zu begreifen und Gefühle und Gedanken heilsam zu ordnen.<sup>30</sup>

---

<sup>28</sup> Alfred Lorenzer, Wittgensteins Sprachspiel-Konzept in der Psychoanalyse. In: Ders. Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1977, S. 15-37, hier S. 28.

<sup>29</sup> Vgl. Alfred Lorenzer 2002, S. 63 ff.

<sup>30</sup> „Elfchen“ sind kleine Gedichte mit elf Wörtern verteilt auf fünf Zeilen. Die Form gleicht einer Elfe, die erste bildet ihren Kopf, die letzte ihren Fuß.

*Wenn  
ich nur  
lange genug nachdenke  
kann ich alles kaputt  
denken*

*ich  
kann auch  
sagen: Nachdenken öffnet  
mir die Augen für  
Realitäten*

*Mein  
Kopfraucht,  
die Träume schwinden.  
Ich erkenne meine wahren  
Wünsche*

*Es  
ist angenehmer  
zu träumen, denn  
Wirklichkeiten können ganz schön  
deprimieren*

(I.B.)

Die Neuformulierung, um welche sich die Patientin bemüht, gelingt – doch sie ist mühsam. Aus heutiger Sicht erscheint die poesietherapeutische Idee, welche zum Elfchentagebuch 1993 führte, zu evaluieren. Auch beim Schreiben scheint die Patientin in und mit ihren Textchen gefangen zu bleiben und sich nicht wirklich weiterbewegen zu können.

Wie gut, dass Therapeuten und PatientInnen gemeinsam lernen können und dies auch tun. Als die Patientin gut zehn Jahre später in eine erneute Krise gerät, verbinde ich die Schreibidee mit einer Wahrnehmungsaufgabe, die nicht misslingen kann, da sie – vom Bewusstsein klar gesteuert – vom Unbewussten nicht unkontrolliert boykottiert werden kann. Statt morgens stundenlang unbeweglich am Küchentisch zu verbringen oder einsam in Fantasiegeschichten zu fliehen, schlage ich ihr vor, sich mit „positiven Vierzeilern“ „Wort für Wort“ ihre verlässliche Selbstwahrneh-

mung handschriftlich vor Augen zu führen.<sup>31</sup> Entstehen dürften und sollten nicht bloß kleine Gedichte sondern auch ein Text über das, wie sie sich im Prozess des Schreibens erlebe. Die Pat. lässt sich auf meine Idee ein, und es entstehen die folgenden Texte:

*Vierzeiler zu machen ist nicht schwer, positive Vierzeiler dagegen erfordern Konzentration und dennoch gelingt es mir manchmal nicht, in den vier Zeilen etwas Positives unterzubringen: ich fühle dann einfach nichts Positives. Aber ich lerne in diesen Situationen einiges über meine Ängste und über die Ursachen meines „Waschküchengefühls“. Z.B.: die erste Zeile könnte lauten: **Ich bin wach und liege im Bett**, doch jetzt geht es nicht positiv weiter, es ist früh morgens, ich habe noch eine halbe Stunde Zeit, bis ich aufstehen muss und bin voller Gedanken, die den beginnenden Tag betreffen. Doch diese Gedanken und Vorstellungen sind bedrückend und wecken Angstgefühle in mir, sie beginnen mit: ich muss noch..., schaffe ich es irgendwie? Und am liebsten würde ich wieder einschlafen, um mich nicht mehr mit meinen Befürchtungen auseinander setzen zu müssen. Ich beginne meine Tage mit einer negativen Haltung: ich muss, ich soll, ich kann nicht, ich will nicht! In meiner Grundhaltung zum Leben bin ich das fleischgewordene NEIN!  
Diese positiven Vierzeiler sind „Momentaufnahmen“, wenn ich sie nicht gleich aufschreibe, geht mir die Formulierung verloren, aber sie hinterlassen Spuren: ich übe damit, die Gegenwart zu spüren und mich im Jetzt wahrzunehmen.  
(I. B.)*

Wort für Wort, so die Erfahrung des poesitherapeutischen Handwerkszeugs, müssen sich die negativen Gedanken im Rhythmus der eigenen Handschrift der positiven Erdung auf dem Papier fügen und schwarz auf weiß sicht- und lesbar werden. Hier einige der vielen heilsamen Augenblicke, in denen die Patientin sich selbst positiv lesbar wird.

*Ich sitze am Tisch, Kinn in der Hand  
und denke: diesen Berg werde ich erklimmen,  
wenn ich ihn erreicht habe.  
Ich sitze am Tisch, Kinn in der Hand.*

---

<sup>31</sup> Zum gestalttherapeutischen Konzept der Bewusstheit im Augenblick vgl. Lotte Hartmann-Kottek, Gestalttherapie. Berlin, Heidelberg, New York, Springer 2004, hier besonders S. 133 ff.

*Ich stehe am Fenster und sehe  
Lämmerwolken am Himmel,  
am Horizont einen rosigen Schein,  
ich stehe am Fenster.*

*Ich habe Besuch.  
Wortfluten ertränken mich,  
das Schweigen in mir seufzt.  
Ich habe Besuch.*

*Ich liege im Wasser,  
wohlige Wärme durchströmt Körper und Geist,  
Gedankengeflatter verebbt  
Ich liege im Wasser. (I. B.)*

Wie heilsam es für uns Menschen immer schon war und ist, mit Feder, Tinte und Papier auf Suche nach dem eigenen Ich zu gehen, erschließt sich in den historischen Dokumenten weiblichen Schreibens und hier insbesondere der Briefkultur. Während es den Männern erlaubt war, die Welt auf leibhaftig zu erkunden, mussten sich die Frauen mit den Reisen in ihrer Fantasie begnügen: Das Leben wurde zum Text.<sup>32</sup> – Beim ersten Zusammentreffen einer neuen Schreibwerkstatt mit acht Patientinnen im Alter zwischen 35 und 65 Jahren lade ich zu einer imaginativen Reise ein und zur Suche nach einem „guten Platz zum Schreiben“. Eine Teilnehmerin findet überraschend schnell zu der folgenden Szene:

*Ein guter Platz zum Schreiben*

*Mein Schreibplatz hat eine gute Aussicht.  
Aber noch lieber wäre ich Meer. Das Meer ist noch vernebelt. Man merkt, dass es sehr warm wird. Der Sand ist lauwarm und rinnt durch die Finger. Ich merke, wie wohl ich mich fühle. Völlig entspannt und losgelöst von allem. Mein Kopf ist völlig frei und ich bin allein mit mir und meinem Wohlgefühl. Ganz allein sein und mir keine Sorgen zu machen um irgendjemand.*

---

<sup>32</sup> Vgl. hierzu z. B. Barbara Becker-Cantarino, *Leben als Text – Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: Hiltrud Gnüg, Renate Möhrmann (Hrsg.), *Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Stuttgart, Suhrkamp 2003, S. 129-146.

*So könnte ich schreiben. Aber ich habe mir eigentlich schon vieles von der Seele geschrieben. Dieses Wohlgefühl, so stelle ich mir den Himmel vor. An diesem Platz könnte ich eine sehr schöne Geschichte schreiben. Niemand macht mir Vorschriften und niemand ist um mich. Ich war noch nie alleine für längere Zeit und nicht für kurze Zeit. Ich atme ruhig und gelassen. (U.F.)*

In diesem Text erzählt die Patientin – anders als in den Therapiestunden – von ihrer Angst vor Vorschriften, ihren ständig gegenwärtigen Schuldgefühlen, die sich sonst nur in einer Sorgenfalte in der Mitte ihrer Stirn äußern, sowie ihrer dauernden Anspannung, die sich in der Verkrampfung der Hände äußert und sich auch im therapeutischen Dialog nur löst, wenn sich die Finger im Begreifen einer steinernen Kugel entspannen können. Die Prägnanz der gefundenen Sprache verrät die integrierende Wirkung des poesietherapeutischen Spiels von Inhalt und Form während des Schreibens. Sie spiegelt sich auch in dem Vierzeiler am Ende dieser Schreibaufgabe:

*Wie ich mir den Himmel vorstelle  
Mein Wohlgefühl in Worte gefasst  
Traumhafte Einsamkeit – niemand stört mich –  
Wie ich mir den Himmel vorstelle. (U.F.)*

„Traumhafte Einsamkeit“? – Kennt man die Lebensgeschichte der Patientin und ihre Lebensnöte, so unterschlägt sie in ihrem der Traum vom Alleinsein eine lebenslang begleitende Angst vor Menschen und verletzenden Begegnungen.

Nach einem kurzen Bericht aller Teilnehmerinnen in der Runde, wie es ihnen beim Schreiben ergangen sei und dem (freiwilligen) Vorlesen ihrer Texte begleite ich die Frauen der Schreibgruppe imaginativ nochmals zurück zu ihren sich selbst zugeschriebenen Schreibplätzen. Ich lasse sie sich einen „Besuch“ an ihrem Schreibplatz einladen. Ob der Patientin mit der ersehnten Einsamkeit der vorgeschlagene Dialog gelingen würde? Würde sie sich in ihrer Idylle traumhafter Einsamkeit einen Kontakt gestalten können und wollen?

Die erschriebene Lösung zeugt von der tiefen Ambivalenz, sich dem eigenen Frei(t)Raum stellen müssen und es aus Angst doch nicht wirklich tun zu wollen. Dennoch gelingt es der Patientin, bislang „schleierhafte“ poesietherapeutische Entdeckungen zu machen:

*Meine stumme Schreibplatznachbarin*

*Eigentlich möchte ich meinen Schreibplatz mit niemandem teilen. Vielleicht mit einer Muschel. Ja, das könnte mir gefallen. Sie kann nicht sprechen. Sie liegt im Wasser und kann mir zuhören. Sie kann mir keine Vorschriften machen. Sie sieht einfach nur schön aus. Sie kann mir nicht wehtun. Sie will mir auch nicht wehtun. Wir beide würden uns gut vertragen. (U.F.)*

Beim Vorlesen des Textes muss die Patientin selbst schmunzeln: Nicht nur ihre Ängste sondern auch die Wünsche an die Menschen um sich herum hat sie – ohne es zunächst selbst zu bemerken – unbewusst zwischen die Zeilen geschmuggelt: Einfach nur da zu sein, ihr zuzuhören, ihr ihren Rhythmus zu lassen und sie nicht zu verletzen – das wünscht sie sich von ihrer Umwelt. Beim Vorlesen des Textes wird sie nicht nur den anderen Gruppenmitgliedern sondern auch sich selbst verständlicher! Es ist ihr gelungen, sich aus ihrem kognitiv-emotionalen Engpass „frei zu schreiben“.

Freies Schreiben – ohne Zutritt des inneren Zensors – ist sprachspielerische Gymnastik, historisch erprobte und bewährte geistige Fingerübung zum (Wieder-)Erwecken der Sinne, Handwerkszeug zur Beflügelung von Gedanken und Gefühlen, Orientierungshilfe in konflikthafter Situationen und Spurensuche zu heimlichen Träumen.<sup>33</sup>

**Projektives Schreiben  
Heilsame Inszenierungen auf der inneren Bühne.**

Häufig sind es die klugen Protagonisten der Literatur, welche unsere Sprachspielräume unversehens erweitern und unsere Träume auf der inneren Bühne Sprache finden lassen.

---

<sup>33</sup> Zum Konzept des Freien Schreibens vgl. auch meine Dissertation, *Romantische Inszenierungen in Briefen. Der Lebenstext der Bettine von Arnim*. Berlin, Berlin, Saint Albin 2000 sowie ders., *Bettine von Arnim und ihre Töchter. Weibliche Lebensentwürfe und – konflikte im Textversteckder Schreiberinnen*. In: Ulrike Landfester, Hartwig Schultz, *Dies Buch gehört den Kindern. Achim und Bettine von Arnim und ihre Nachfahren. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zur Familiengeschichte*. Berlin, Saint Albin 2002, S. 189-232.

Als eine schwer traumatisierte Pat. eines Tages in meine Praxis kommt, ist sie so verzweifelt, dass ich große Angst um sie bekomme. Aufgrund eines sportlichen Misserfolg und höchst kränkender Umstände scheinen plötzlich alle bisherigen Überlebensstrategien nicht mehr zu greifen. Ich merke, dass ich die Patientin mit meinen Worten nicht mehr erreichen kann, meine Sprache droht zu versagen. Da kommt mir die Idee, eine imaginative Freundin, Michael Endes Momo, die Lieblingsromanfigur der Patientin, in einem Brief um Hilfe zu bitten.<sup>34</sup> Ich hole uns Schreibzeug und einander gegenüber sitzend entstehen die folgenden Texte. Ich selbst schreibe – bewusst ohne jeden poetischen Anspruch – spontan:

*„Hallo liebe Momo,  
ich glaube, wir brauchen dich! – Sonst war K. immer so begeistert vom Laufen  
– aber heute ist sie ganz verzweifelt. Es hat nicht so schnell geklappt – und da  
ist sie ganz enttäuscht von sich!  
Ich kann sie natürlich an dich und Tranquilla Trampeltreu<sup>35</sup> erinnern – und  
dass ihr die ganze Rennerei eh’ nicht so besonders wichtig, ja für manche Men-  
schen sicherlich auch krankmachend findet.  
Aber wenn Karin gleich heimgeht – vielleicht vergißt sie dich dann wieder –  
und fühlt sich ganz alleine – und muß wieder von der schlimmen Vergangenheit  
davonrennen.  
Da hab ich nun eine große Frage und Bitte: Könntest du, Momo, Karin nicht  
mal für einige Tage besuchen? – Das wäre prima! Dann könnte ich beruhigt  
sein –  
und außerdem bist du ja Expertin für die Zeit und das Erzählen – und so eine  
Zeit mit dir würde Karin sicher helfen, selbst wieder andere Dinge zu entdek-  
ken, die ihr Freude machen!*

*Ich bin gespannt, ob’s klappt –  
Herzlichen Dank im Voraus  
Angela*

---

<sup>34</sup> Michael Ende, Momo, Stuttgart und Wien, Thienemanns-Verlag 1973.

<sup>35</sup> Michael Ende, Tranquilla Trampeltreu. In: Ders., Die Zauberschule und andere Geschichten. Stuttgart 1994.

Die Patientin schreibt:

*„Hallo Momo,  
du kennst mich nicht, aber ich kenne dich bzw. möchte dich gerne kennen lernen.  
Deshalb lade ich dich hiermit ganz recht herzlich ein, zu mir zu kommen.  
Es wäre schön, wenn du kommen würdest, denn ich glaube, du kannst mir dabei helfen mein Leben wieder in den Griff zu bekommen. Im Moment bin ich total verzweifelt, so verzweifelt, dass ich nicht mehr weiter weiß.  
Es wäre schön, wenn du kommen würdest.  
Ich würde mich freuen.  
Karin“*

Gegenseitig lesen wir uns die Briefe an Momo vor. Und in der nächsten Stunde erfahre ich, dass Momo der Einladung gefolgt ist. Beglückt präsentiert mir die Patientin den folgenden Text:

**Besuch von Momo**

*„Hallo Momo, schön, dass du gekommen und meiner Einladung gefolgt bist.  
Ich dachte schon, du kommst nicht, zumal ich total vergessen habe, dir mitzuteilen, wie und wo du mich findest. Aber du hast mich ja auch so gefunden, wenn ich mich auch frage wie?“  
„Das ist doch nicht wichtig Karin. Wichtig bist du mir im Moment.  
Alles Andere lenkt nur vom Thema ab. Also erzähl mal, was macht dich so unglücklich im Moment?“  
„Mein Leben Momo. Doch wenn du das hier alles so siehst, müsste ich mich eigentlich schämen gegenüber dir.“  
„Wieso Karin?“  
„Weil ich eigentlich viel mehr an Besitztümern habe als du.“  
„So denkst du das wirklich Karin?“  
„Ja, das denke ich.“  
„Zeit ist ein viel größerer Besitztum und viel mehr Wert als alle deine Sachen hier zusammen und davon habe ich jede Menge, aber du nicht Karin. Du läufst nur weg vor dir selbst. Nimmst dir keine Zeit zum Träumen und schreiben. Meinst immer stark und schnell sein zu müssen, wie in Benefizlauf. Dabei hastest du doch viel mehr vom Lauf als alle Anderen. Du kannst in den Genuss die Landschaft um dich herum erkunden, die Anderen nicht. Es ist nicht wichtig schnell zu sein, um an das Ziel zu gelangen, sondern nur das man an's Ziel*

*kommt. Denn auch ich kam nicht mit Schnelligkeit zu Meister Hora. Geht es dir jetzt etwas besser Karin? “ „Ich glaube schon, ein klein wenig zumindest. “*

*„Das ist doch schon mal ein Fortschritt. Doch jetzt ruh dich aus, wo immer du auch willst. Und wenn du wieder aufwachst, sieht die Welt ganz anders aus. Wenn du mich brauchst, lad mich einfach wieder ein, ich komme gern vorbei. Vielleicht zeigst du mir dann etwas mehr von deiner Welt, würde mich interessieren. “*

*„Gerne - tschüss Momo. “*

*„Tschüss Karin. “ (K. F.)*

Einen inneren Beistand auf der Bühne der Fantasie zu etablieren ist eine bewährte insbesondere auch von der modernen Traumatherapie wiederentdeckte psychotherapeutische Methode. Der lebensbegleitende erschriebenen dialogische Tagtraum mit einer hilfreichen Figur erweitert und vertieft die therapeutische Intention. Hand in Hand mit der neuen Freundin gelingt es der Patientin, die eigenen Ressourcen zu sichten und damit die eigenen Handlungsentwürfe heilsam zu steuern. Momo errät geheimste Wünsche noch bevor sie ausgesprochen sind.

*„Hallo Karin!“*

*„Hallo Momo, nicht dass ich mich über deinen Besuch nicht freue, im Gegenteil. Trotzdem kann ich mich nicht daran erinnern, dich eingeladen zu haben. “*

*„Ich habe gedacht, ich schaue einfach mal nach dir. Zumal du mir doch gestern sehr verzweifelt schienst. Aber ich sehe, dir geht es besser und du hast dich ausgeruht. “*

In den kommenden Wochen des therapeutischen Prozesses ist Momo wie wunderbar, sogar unerwartet, stets genau dann zur Stelle ist, wenn sie gebraucht wird. Besser als alle anderen weiß sie, was zu tun ist – und sie tut es auch:

***Momo pflegt mich gesund***

*Als ich aufwache, steht Momo vor meinem Bett.*

*„Bist Du schon lange da?“*

*„Ja, schon die ganze Nacht, Karin. “*

*Da fällt mir wieder ein, dass Momo total durchnässt vor meiner Tür stand, gestern*

*Abend, und ich Ihr angeboten habe bei mir zu übernachten.*

*„Du hörst dich aber gar nicht gut an Karin, bist Du etwa erkältet? Die ganze Nacht schon hast Du gehustet. Willst Du nicht lieber mal einen Arzt aufsu-*

chen?“

„Wegen dem bisschen Husten brauche ich doch keinen Arzt Momo, außerdem habe ich kein Fieber.“

„Gehst wohl nicht besonders gern zum Arzt, Karin stimmst?“

„Stimmt Momo, aber das dürfte bei meiner Geschichte auch nicht verwunderlich sein, oder?“

„Nach dem was ich so von Dir gehört habe Karin magst Du da recht haben, aber was fällt Dir daran so schwer?“

„Ich kann nichts damit anfangen, wenn sich jemand Sorgen um mich macht, weil sich früher auch niemand Sorgen um mich gemacht hat. Außerdem kann ich es nicht haben, wenn mich jemand anfasst und das muss ein Arzt häufig tun, um eine vernünftige Diagnose stellen zu können.“

„Was passiert denn, wenn Dich jemand anfasst?“

„Dann gehe ich häufig innerlich ganz weit weg.“

„Wohin?“

„Auf meine Sommerwiese, Momo. Deshalb kann ich auch mit den Worten Geborgenheit, Liebe und so weiter nicht's anfangen, geschweige denn damit umgehen.“

„Kannst Du dich und deinen Körper dann eigentlich lieben und sich um ihn kümmern Karin, wenn er Dich braucht?“

„Nein Momo, ich wünschte ich könnte es, bei anderen schon, aber bei mir selbst nicht.“

„Das habe ich mir fast gedacht Karin, aber es ist schön es aus deinem Mund zu hören. Trotzdem sollten wir gemeinsam einen Weg finden für Dich, wie Du es ändern kannst. Wie wäre es zum Beispiel wenn ich Dich jetzt gesund pflegen würde?“

„Es löst schon ein komisches Gefühl in mir aus, aber ich könnte es mir vorstellen, Momo.“

„Das ist doch ein Wort Karin, da fang ich doch gleich mal damit an.“

Ein paar Minuten später steht Momo schon mit einer heißen Tasse Erkältungstee vor meinem Bett, die ich dankend annehme.

Nachdem ich sie getrunken habe, frage ich Momo, wie es Ihr eigentlich geht?

„Mir geht's gut Karin. Ich glaube ich habe mir nichts geholt dank deiner Fürsorge von gestern Abend.“

„Das freut mich zu hören Momo, aber sag mal, musst Du nicht nach Hause zu deinen Freunden, sie warten doch bestimmt auf Dich?“

„Mach Dir darüber keine Sorgen Karin, jetzt ist mir erst mal wichtig das Du gesund wirst“

*„Meinen Freunden schicke ich einfach über Kasiopaija eine Nachricht zu, damit sie Bescheid wissen. Soll ich Dir eine Geschichte erzählen?“*

*„Gerne“, sage ich.*

*Dann fängt Momo an zu erzählen.*

*Sie erzählt mir von Ihrer ersten Begegnung mit Meister Hora, und während Sie so erzählt, schlafe ich ein.*

*Als ich aufwache, fühle ich mich schon wesentlich besser. Wie lange habe ich wohl geschlafen, frage ich mich, da bekomme ich auch schon die Antwort.*

*„Drei Tage und drei Nächte, Karin.“*

*„Wie fühlst Du Dich jetzt?“*

*„Wie neu geboren - danke Momo.“*

*„Das freut mich für Dich Karin, dann kann ich ja jetzt gehen?“*

*„Ja,“ sage ich, „aber komm wieder. Bitte!“*

*„Gerne Karin, bis bald.“ (K.F.)*

Beim Vorlesen strahlt die Patientin – und ich auch. Im therapeutischen Setting ist ein kommunikativer Raum besonderer Art entstanden: Durch die Inszenierung des individuellen Heilungswissens auf der inneren Bühne und seine Mitteilung im Vorlesen und Zuhören wird nicht nur Schmerz geteilt sondern auch der Trost, welcher aus dem eigenen tiefenhermeneutisch erweiterten Sprachspiel der Patientin erwachsen ist. Das Machtgefälle der Therapeut – Patient – Beziehung hat sich partiell verändert: In Eigenregie hat die Patientin zu ihrer gesunden Kompetenz gefunden, die im therapeutischen Gespräch leicht begleitet, gespiegelt und verstärkt werden kann. Das kluge Selbstverständnis der jungen Frau ist poetisch kommunizierbar geworden und steht als positiv entlastender Tagtraum im persönlichen „Notfallkoffer“ autonom nutzbar zur Verfügung: „Wo bist du? Komm doch her, heute geht es mir gar nicht gut. Ich brauche dich sehr. Draußen ist es so kalt, wie in mir drinnen“ – mit diesen Worten vermag sich die Patientin mit Momo stets einen wärmenden, nachnährenden Dialog zu gestalten und anzuknüpfen an die ihr bekannte Überlebensstrategie, sich auf die „innere Wiese“ zu retten – aber nun ist sie nicht mehr allein.

Wie sich ein nachnährender Dialog auf der inneren Bühne der Fantasie heilsam zu gestalten vermag, wird auch in der Geschichte von Lena und Rosa deutlich.

Nur wenige Monate vor meinem mehrwöchigen Urlaub findet eine vielfältig schwerst traumatisierte Patientin zu mir in die Psychotherapeutische Praxis. Sie für die Zeit meiner Abwesenheit ausreichend zu stabilisieren scheint kaum mög-

lich. Ich schlage ihr vor, etwas zu schreiben, was ihr gut tut – sich eine Geschichte (er)finden zu lassen, die ihr hilft – ja diese womöglich nach dem Vorbild der Leipziger Buchkinder in einem Bilderbuch zu gestalten.<sup>36</sup> Bücher zu binden hatte die Patientin in unserer Integrativen Literaturwerkstatt gelernt, Techniken, einfache Bilder zu drucken waren ihr aus der eigenen Arbeit als Erzieherin bekannt. Als ich aus dem Urlaub komme, legt sie mir zwei Bilderbücher vor: Eines hat sie für mich gebunden – und eines für sich selbst.

*LENA*

*In einem kleinen Dorf, weit weg, wohnte ein kleines Mädchen. Es hieß Lena. Lena wohnte dort mit ihren Eltern und Geschwistern. Die Eltern waren fast nie zu Hause, und so mussten die Kinder sich selbst versorgen. Die Straße war ihr zu Hause. Lena war viel alleine. Sie war ruhig, aber auch sehr wachsam. Geräusche, Geschehnisse und auch zum Beispiel: Die ersten Blumen und das erste Gezwitscher der Vögel sah und hörte sie als Erste. Lena hatte noch eine Fähigkeit. Sie konnte sich durchsichtig machen. Es ging nicht immer. Doch es gab immer wieder ähnliche Situationen, wo es geschah. (E. B.)*

Es ist Rosa, ein „winzig kleines Mädchen, vielleicht fast so groß wie Lenas Hand“, das Lena wie wundersam auf ihrer Blumenwiese zu treffen sucht, und welches um das Geheimnis des einsamen Kindes zu wissen scheint: dass nämlich die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, mit einem traumatisierenden Übergriff zu tun hatte, den Lena einst gerade auf dieser ihrer so wunderschönen Wieseninsel erlebt hatte. – Lena und Rosa befreunden sich – beide können sowohl durchsichtig als auch sichtbar sein – und keine von beiden würde in Zukunft mehr alleine sein: „Huch da bist du ja wieder, so beginnt eine wunderbare Freundschaft, in der Lena zwar nicht wirklich ihre schlimmen Erlebnisse vergisst, sie aber doch mit der kleinen Freundin teilt und auf der inneren Bühne der Fantasie symbolisieren kann.“<sup>37</sup>

„Lena hatte eine Freundin bekommen und Rosa auch. Sie konnten miteinander reden, lachen und spielen. Rollte mal Gefahr an, wurden beide durchsichtig.“ – Gemeinsames Wachstum gelang und „irgendwann stellten beide fest, dass Lena nicht mehr durchsichtig wurde, aber Rosa weiterhin. Woran lag das nur?“

---

<sup>36</sup> Zum Projekt der Buchkinder siehe unter S. 191.

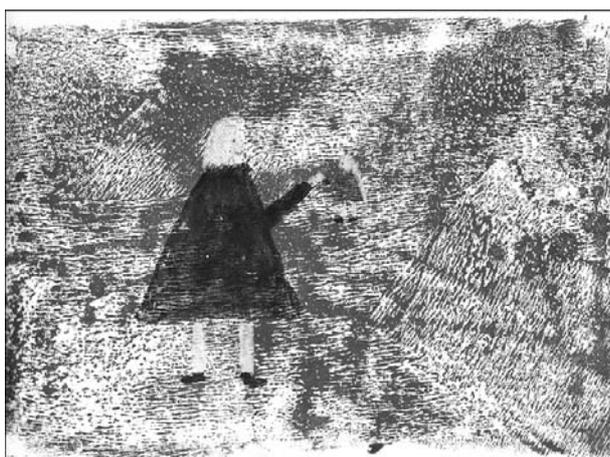
<sup>37</sup> Die Geschichte wurde von Elke Baumgart selbst geschrieben, gedruckt, bebildert und gebunden.

Und wenn Sie, liebe Leserin und lieber Leser, einen kurzen Augenblick die Augen schließen – vielleicht gelingt es Ihnen, dem Schwarz-Weiss-Druck bunte Farbe zu geben – vielleicht gelingt Ihnen das Erspüren der Düsternis von Lenas schwarzer Kinderwelt (Bild 1)



*Bild 1*

sowie die Imagination der lichthellen grünen Wiese (Bild 2), auf der sich Lena mit einem großen strahlblauen Kleid und Rosa mit einem kleinen pinken Kleidchen erstmals begegnen und zwei hellblonde Haarschöpfe leuchten.



*Bild 2*

Um die „imaginativen Wege aus der Wortlosigkeit“ geht es auch in der modernen Traumatherapie. Die heilsame Kraft der inneren Bilder, die der innerlichen Musik und des künstlerisch inspirierten Denkens verbirgt sich in den historischen Wurzeln der Lebensentwürfe von Musikern und bildenden Künstlern. Und dies ist bereits in die moderne Psychotherapie und aktuelle Traumaforschung integriert. Die Selbstgestaltungskraft im eigenen Schreiben und damit auch die Anknüpfung an die Erfahrungen der Dichter jedoch wartet noch auf ihre Renaissance.<sup>38</sup>

### **Wenn die Alltagssprache versagt! Kreative Dialoge in Bildern und Wörtern.**

Wenn der Künstler Lars-Ulrich Schubert sein Körpergefühl malt, gelingt ihm die Kommunikation auf eine viel intensivere, authentischere Weise, als er dies in den Worten der Alltagssprache sagen könnte. Wo angesichts ihrer Regelmäßigkeit die szenischen Ausdrucksräume der Alltagssprache zu karg scheinen, wählt Lars, so sein Künstlerlogo, Farben, Formen und andere künstlerische Materialien, um seine Gedanken und Gefühle für sich selbst und andere begreifbar zu machen.

Es sind die vielfältigen Sprachspiele der Kunst, welche helfen, stummem Schmerz zu zeigen und ihn – trotz begriffener Defizite – in den kommunikativen Raum der Öffentlichkeit zu transportieren.

Seit Beginn der im Jahre 2003 vom ehemaligen Behindertenbeauftragten Karl-Herrmann Haack initiierten WanderAusstellung „Zeige Deine Wunde – Befreiende Kunst. Psychiatrieerfahrene stellen aus“<sup>39</sup>, reist das Bild „Kerlchen“ von Lars-Ulrich Schubert quer durch die BRD. Die poesietherapeutische Idee, dass der künstlerische Ausdruck von schmerzhaftem Erleben auch die Ausstellungsbesucher zu

---

<sup>38</sup> Luise Reddemann, Imaginative Wege aus der Wortlosigkeit. In: Günter H. Seidler u. a. (Hrsg.), Aktuelle Entwicklungen in der Psychotraumatologie. Theorie – Krankheitsbilder – Therapie. Gießen, Psychosozial-Verlag 2003, S. 165-177.

<sup>39</sup> Informationen zur Ausstellung unter [www.behindertenbeauftragte.de](http://www.behindertenbeauftragte.de). Ein herzliches Dankeschön an dieser Stelle Karl Herrmann Haack und seinem Mitarbeiterstab, welcher die Realisation des Projektes durch seinen Zuspruch beflügelte. So konnte der erste Kommunikationsturm Profil gewinnen. Noch bis Ende Januar 2007 darf er die Ausstellung begleiten. Inzwischen bewahrt er mehrere hundert Briefe von Besucherinnen und Besuchern in seinem Briefkasten. Das Foto wurde am 7. November in Neustadt, Neustädter Psychatrium, Hans-Ralf-Haus anlässlich der Ausstellungseröffnung aufgenommen, wo der Kommunikationsturm erstmals präsentiert werden durfte.

einer auf besondere Art und Weise begreifenden Sprachfindung inspirieren könnte und dies, als Geste solidarischen des Verstehens auch sollte, führte zur Konzeption eines “Kommunikationsturmes”: Im oberen Teil laden in einer Schreibwerkstatt entstandene offene Briefe zum Schreiben in Resonanz auf die Werke ein, in den Schubladen liegen Papiere unterschiedlicher Größe, Stifte und durchsichtige Briefumschläge, an den Tischen – behindertengerecht in unterschiedlichen Höhen – lassen sich persönliche Texte ganz eigener Machart gestalten – im Briefkasten geborgen sollen sie die Botschaft der Ausstellung weitertragen, in den offenen Briefen spiegeln und (vor)lesbar werden.<sup>40</sup>

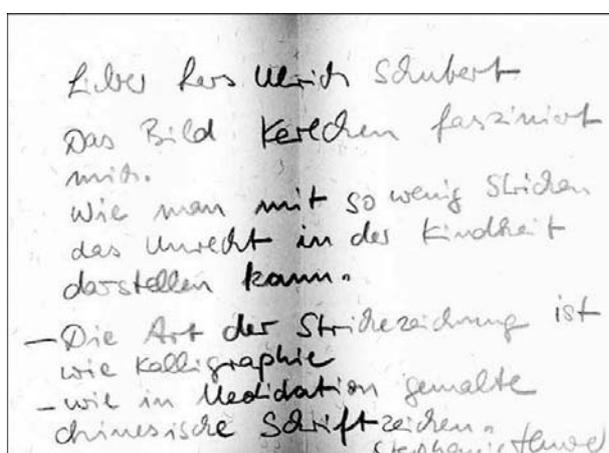


*Lars-Ulrich Schubert/Kerlchen, 2002*

<sup>40</sup> Zum Projektentwurf, welcher sich auf jede Ausstellung übertragen lässt, siehe [www.erzaehlen-schreiben-lesen.de/Stichwort “Bewegende Kunst”](http://www.erzaehlen-schreiben-lesen.de/Stichwort/BewegendeKunst).

Initiiert durch das Schreibprojekt „Bewegende Kunst – Einladung zum Dialog“ fühlen sich viele Besucherinnen und Besucher eingeladen zur Resonanz in einem offenen Brief und finden beim Schreiben nicht allein zur einfühlsamen Begegnung mit den Künstlern sondern auch zu sich selbst.

Eine Schülerin der Klasse 12 des Gymnasiums Würselen bei Aachen schreibt in Resonanz auf “Kerlchen” von Lars-Ulrich Schubert ganz spontan:



Eine Ausstellungsbesucherin formuliert ihre persönlichen Erfahrungen noch prägnanter:

***Zeige deine Wunde - Befreiende Kunst***

*All diese Bilder – Ausdruck des eigenen Ichs, der Erfahrung/Berührung/Konfrontation mit dem Leben.*

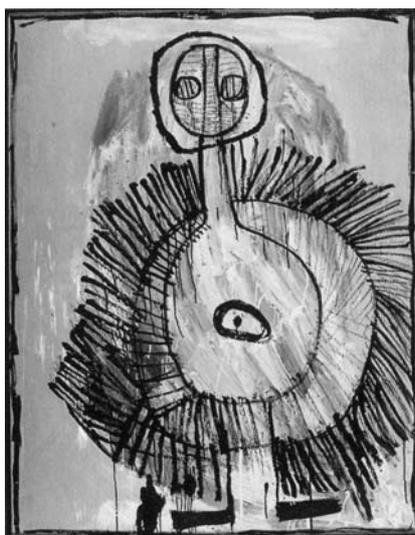
*Warum lassen sie mich nicht verweilen? Warum gehe ich zwar interessiert, aber rastlos an ihnen vorbei? Einige Bilder schweigen, andere schreien zu mir. Manche sind wie alte Bekannte, andere will ich nicht kennen. Ich verweigere ihnen das Gehör.*

*Doch halt, da bin ja ich. Einsames Kind – trauriges Kind: deinen Titel kenne ich nicht, aber dein Gesicht und deine Gefühle. Erwachsen sein und sich doch wie ein verlassenes Kind fühlen.*

*Du bestehst nur aus wenigen Strichen, man kann fast durch dich hindurchschauen und wenn deine Welt noch trauriger wird, dann brichst du zusammen.*

*Wie kann ein Leben zeichnen? Was kann es aus uns machen? Und warum? Wie viele gibt es, die so sind wie du und ich, kleines Kerlchen? Eine Ahnung davon geben die Bilder um mich herum. Zeige deine Wunde – Befreiende Kunst für beide Seiten.*  
(Dorothee Meurer)

Was beim Betrachten, freien Schreiben und Zeichnen in Resonanz passiert, wird noch deutlicher in der kleinen Skizze welche in einer kurzen Schreibwerkstatt zur Ausstellung in Warburg von einer Teilnehmerin auf's Papier geworfen wurde:<sup>41</sup> Die Begegnung mit dem Bild "Frau Sonne"<sup>42</sup> wird mit Kopf und Bauch, ja ganzheitlich in Körper, Geist und Seele erfahren. Die Betrachterin fühlt ihre innere Welt berührt, das Leibgedächtnis, die Archive des Leibes, dürfen sich erinnern, dürfen dem fremden wie dem eigenen dunklen Schatten im künstlerischen Werk begegnen – aber auch seiner gelben Sonne: Wege der Heilung mit der Kunst.



<sup>41</sup> Der unbekanntem Teilnehmerin an dieser Stelle einen herzlichen Dank!

<sup>42</sup> Herbert Schmidt, Frau Sonne, 2000.

Blättert man in die bislang in Resonanz zur Ausstellung „Zeige Deine Wunde – Befreiende Kunst“ geschriebenen offenen Briefe, so bergen sie in eindrucksvoller Weise einen Dialog der Besucherinnen und Besucher mit den Künstlerinnen und Künstlern: Die Texte spiegeln sowohl einfühlsame Begegnung mit den Bildern der Verwunderung, Anerkennung für den Mut der Darstellung sowie Erinnerung an eigene Schmerzen und die selbst entdeckten Auswege:

Wo Ausdrucksmöglichkeiten der Alltagssprache versagen, können sie durch den Dialog in Farben und Formen, dem künstlerischen Ausdruck in Musik, Bewegung und Tanz, ja bildender Kunst ganz allgemein ergänzt werden. Unsere Sprachspiel(t)Räume jedoch dürfen nicht verkümmern, denn uns symbolisieren zu können ist Voraussetzung dafür, innerlich heile zu bleiben, zwischenmenschliches Erleben kommunizierbar zu halten und schwierigen Lebensbedingungen selbstbewusst gegenüber treten zu wissen.

„Jeder Mensch ist ein Künstler“, so Joseph Beuys – aber er muss auch als solcher gefördert werden, und eine Gesellschaft muss die Frei(t)räume ganzheitlicher Sprachlichkeit bereitstellen, damit jedem Menschen – unabhängig von irgendwelchen Handicaps – die kreative Selbstsuche nach einer gesunden Identität gelingen kann.<sup>43</sup> Die Künstlerinnen und Künstler der Ausstellung „Zeige Deine Wunde – Befreiende Kunst“ leben und zeigen ihre Talente – von ihnen können wir lernen, kreative Schöpfungskräfte von Kindheit an nicht versanden zu lassen sondern sie zu fördern und zu beflügeln. Nur so können individuelle Lebenschancen genutzt und auch fast vergessene gesellschaftliche Ressourcen neu entdeckt werden.

Was brauchen wir Menschen, ja insbesondere unsere Kinder, um sich in ihren ganz persönlichen sprachlichen Möglichkeiten und künstlerischen Vorlieben zu entdecken, um kreativ dialogfähig zu werden und zu bleiben? Wie kann es gelingen, den medialen Fallen unserer technisierten Zeit zu entgehen?<sup>44</sup>

---

<sup>43</sup> Vgl. Klaus Staack, Was heißt denn schon normal. In: Ausstellungskatalog „Zeige Deine Wunde – Befreiende Kunst. Psychiatrieerfahrene stellen aus. Berlin, [www.Behintertenbeauftragter.de](http://www.Behintertenbeauftragter.de) 2003, S. 15.

<sup>44</sup> Rainer Patzlaff. Der gefrorene Blick. Physiologische Wirkungen des Fernsehens und die Entwicklung des Kindes. Stuttgart, Verlag freies Geistesleben. 2000, Hier insbesondere S. 88 ff. Vgl. auch Eckard Schiffer, Wie Gesundheit entsteht. Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfahndung. Weinheim und Basel, Beltz 2001.

Werfen wir einen Blick in die Schreibwerkstatt der Leipziger Buchkinder, einer Initiative, die im Jahre 2001 in einem Wohnzimmer geboren wurde und inzwischen regelmäßig nahezu 100 Kindern einen höchst spannenden Zugang zu ihrer eigenen Ausdrucksfähigkeit ermöglicht:<sup>45</sup>

Otto ist ein Mensch, ein  
todnormaler Mensch. Und er  
lebt auch ein einfaches Leben, wie  
jeder Mensch. Aber vielleicht hat  
Otto von Abenteuern geträumt.  
Otto stirbt und lebt dennoch  
in anderen Geschichten immer  
weiter. Otto hat fast nie Arme,  
nur wenn er sie auch wirklich  
braucht. Er braucht Arme, um den  
Daumen zu zeigen, um Tina zu  
umarmen und um Schokolade  
hinter dem Sitz zu verstecken.  
Auch noch seiner Zauberflöte greift  
er mit einer Hand.  
Und mehr wird nicht verraten.  
Tilman

Otto ist ein Mensch, ein  
todnormaler Mensch. Und er  
lebt auch ein einfaches Leben, wie  
jeder Mensch. Aber vielleicht hat  
Otto von Abenteuern geträumt.  
Otto stirbt und lebt dennoch  
in anderen Geschichten immer  
weiter. Otto hat fast nie Arme,  
nur wenn er sie auch wirklich  
braucht. Er braucht Arme, um den  
Daumen zu zeigen, um Tina zu  
umarmen und um Schokolade  
hinter dem Sitz zu verstecken.  
Auch nach seiner Zauberflöte greift  
er mit einer Hand.  
Und mehr wird nicht verraten.  
Tilman<sup>46</sup>

<sup>45</sup> „Kinder lieben Geschichten ... denken sich welche aus – und vergessen sie irgendwann. Im Freundeskreis Buchkinder e.V. – einer Buch- und Schreibwerkstatt für Kinder und Jugendliche im Alter von 4 – 18 Jahren entwickeln die Jungen und Mädchen ihre Geschichten zu eigenen Büchern. Sie überlegen und diskutieren ihre Idee, schreiben sie auf, illustrieren, setzen und drucken, bis die bunten Produkte ihrer Phantasie gebunden zwischen Buchdeckeln vorliegen. Spielerisches Lernen bei der Arbeit unter behutsamer Begleitung und Anleitung kundiger Erwachsener bereitet Spaß; ein eigenes Buch macht stolz.“ (Freundeskreis Buchkinder e.V., [www.buchkinder.de](http://www.buchkinder.de))

<sup>46</sup> Tilman Deutscher, Otto. Ein Buch mit Geschichten und Holzschnitten aus der Freien Ganztagschule Thale. Bei der Herstellung des Buches halfen Ralph-Uwe Lange, Ines Geißer und Rita Halm. Leipzig, Freundeskreis Buchkinder e.V. 2. Auflage 2005.

„Es war einmal ein kleiner Junge. Der hieß Otto. Er spielte am liebsten Verstecken, aber es klappte nie, weil er sich nicht fand.“ In seinem ersten alleine getexteten, bebilderten und gebundenen Buch versteckt der achtjährige Tilman die kreative Bearbeitung seiner kindlichen Trauer, Angst und Wut: Mit der Errettung eines Jungen vor dem Teufel mit Hilfe einer Flöte gestaltet er eine Szene neuer Beziehungsfähigkeit und Versöhnung. Einfallsreiche Tricks sind zur Überlistung gefragt – und das Ziel gelingt: Otto findet Tina und wird einem neuen kleinen Otto selbst zum Vater, mit dem er wiederum das Versteckspiel spielt.

In der gewährenden Geborgenheit der Sprachspielräume der Buchkinder kann Tilman seinen Konflikten in Projektionen auf Otto Ausdruck geben, in Prozessen des Erzählens, Schreibens, Bebilderns und wieder Vorlesens wird ihm erweitertes Erleben, Verstehen und Integrieren möglich. – Tilmans Geschichte findet ein gutes Ende – und der junge Autor kann sie sich und anderen immer wieder stolz – schwarz bzw. violett auf weiß, denn diese Zweifarbigkeit wählte er – zu Gehör und Gesicht und Gespür bringen.



47

---

<sup>47</sup> Bildnachweise siehe Birgitta Kowsy, [www.b-kowsky.de](http://www.b-kowsky.de).

Seit je her dienen poetische Texte den Menschen dazu, sich selbst und anderen „hinter“ der Alltagssprache les- und verstehbar zu werden, die *Reserve des Ungesagten*<sup>48</sup> in Kunst und Kultur als kommunikative Sprachräume entlastend und heilsam zu nutzen. – Unversehens ist so auch dem achtjährigen Otto die Entdeckung des Geheimnisses dichterischer Frei(t)Räume im Versteck der Literatur gelungen.<sup>49</sup>

Wie schade, dass das Handwerk des Schreibens angesichts der modernen Technologie der Knopfdruckgesellschaft vielerorts unmodern geworden zu sein scheint, das Schreiben als (Über)Lebensmittel vergessen, eine leserliche Handschrift zu entwickeln fast eine Rarität und die Ästhetik der Buchstaben nahezu zur Antiquität heruntergekommen ist?

Ein Aufruf der Firma LAMY zu einem Austausch von Experten zur Förderung des handschriftlichen Schreibens in den Schulen in unserem Land<sup>50</sup> inspirierte mich zu einer kurzen Befragung zum Thema in einer Aachener Grundschule und u. a. zur Erfragung von kreativen Ideen für die Erfindung eines modernen „Zauberstiftes“.<sup>51</sup> Die Schülerin Ida zeichnet und schreibt spontan die folgende Idee:

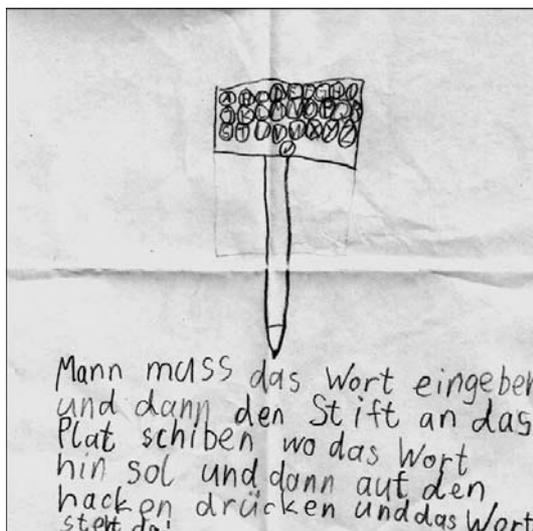
---

<sup>48</sup> „Es ist die Reserve an Ungesagtem, die in jedem Gedicht ist, die immer – aber immer anders – mitgehört wird.“ Hilde Domin, *Das Gedicht als Augenblick von Freiheit*. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Frankfurt am Main, Fischer 3. Auflage 1999, S. 72.

<sup>49</sup> Dass sich lebensgeschichtliche Konflikte im Versteck persönlicher Briefe projektiv entfalten wie auch – zumindest ansatzweise - lösen lassen, zeigen kulturanalytische Einblicke in die Erzähl-, Schreib- und Lesekultur insbesondere unserer romantischen Vorfahren. Vgl. Angela Thamm, Bettine von Arnim und ihre Töchter – Weibliche Lebensentwürfe und -konflikte im Textversteck der Schreiberinnen. In: Ulrike Landfester, Hartwig Schultz (Hrsg.), *Dies Buch gehört dem König. Achim und Bettine von Arnim und ihre Nachfahren*. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums. Berlin, Saint Albin o. J., S. 189-232.

<sup>50</sup> Angesichts der modernen Computertastaturen fristet das Erlernen einer leserlichen Handschrift, welche gerne geschrieben und gelesen wird, ein Schattendasein – und, angesichts der auf diesem Auge leider ziemlich blinden Curricula, muss sie sogar langfristig um ihr Überleben fürchten. Doch eine Handschrift, die man gerne schreibt, ist eine Investition fürs Leben. Die Broschüre „Schreibforum 2006“ ist anzufordern unter [www.lamy.com](http://www.lamy.com).

<sup>51</sup> Den Schülerinnen und Schülern sowie den ihren Lehrerinnen der Katzen- und Bärenklasse der Städtischen Gemeinschaftsgrundschule „Am Höfling“ in Aachen, insbesondere Ida Harst für ihre spannende Idee ein herzliches Dankeschön!



*„Mann muss das Wort eingeben und dann den Stift an das Plat schiben wo das Wort hin sol und dann auf den hacken drücken und das Wort steht da.“*

Ein Zauberstift mit Key-Board – und das Wort wird einfach per Knopfdruck auf's Papier gebracht! – Sicherlich teilen so etliche Schülerinnen und Schüler heute Idas Traum. – Aber womöglich kennen sie nicht die Erfahrungen von Tilman, dem achtjährigen Autor von „Otto“, der in vielen, vielen Stunden eine Geschichte zu Papier brachte – und dabei sich selbst irgendwie neu (er)fand.

Geschichten zu erfinden braucht Zeit – und Zeit wird auch dann erlebbar, wenn man sie schreibt, wenn man sich Wort für Wort mit allen Gedanken und Gefühlen auf sich selbst im Augenblick und so eben auf dieses eben noch Unsagbare einlässt, von welchem man allenfalls eine wage Ahnung hat, bevor man es aufschreibt. Dem inneren Zensor den Zutritt zu den persönlichen Geheimnissen zu verbieten scheint dabei eine der die wesentlichsten Bedingungen poesietherapeutischer Lebendigkeit.

Doch scheint der SprachSpielRaum des Schreibens und seine identitätsstiftende

Kraft derzeit aus der gesellschaftlichen Acht- und Aufmerksamkeit zu geraten.<sup>52</sup> Da werden die Buchkinder aus Leipzig gleichsam zu Pionieren auf dem Weg zur Wiederentdeckung eines alt bekannten Wissens um die heilsame Bedeutung der Tätigkeiten rund um Feder, Tinte und Papier. Kinder erzählen, schreiben Geschichten, kratzen Bilder in Linoleum und Holz, erarbeiten sich ein Verstehen der Welt um sich herum und entwickeln dabei nicht nur sich selbst sondern auch kreative Konfliktlösungsmöglichkeiten. – Und Menschen jeden Alters können es ähnlich machen und so in kreativer Selbstsorge aus manchen Lebenskrisen finden.

Um uns selbst und uns in der Welt um uns herum verstehbar bleiben zu können, müssen in unseren SprachSpiel(t)Räumen Assoziationen frei fließen dürfen. Es geht um die Erlaubnis, mit Projektionen zu spielen, Introjekte loszulassen, Visionen zu gestalten, Integration und Neuorientierung zu gewinnen:  
Schreiben – ein „Sesam öffne Dich“<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Angesichts der modernen Computertastaturen fristet das Erlernen einer leserlichen Handschrift, welche gerne geschrieben und gelesen wird, ein Schattendasein – und, angesichts der auf diesem Auge leider häufig ziemlich blinden Curricula, muss sie sogar langfristig um ihr Überleben fürchten. Doch eine Handschrift, die man gerne schreibt, ist eine Investition fürs Leben. Die Broschüre „Schreibforum 2006“ ist anzufordern unter [www.lamy.com](http://www.lamy.com).

<sup>53</sup> Hilde Domin, ebd., S. 57.

Die Bedeutung eines Wortes  
ist sein Gebrauch in der Sprache.

Ich werde auch das Ganze:  
der Sprache und der Tätigkeiten,  
mit denen sie verwoben ist,  
das "Sprachspiel" nennen.

Ludwig Wittgenstein

spielen gestalten

bewegen



integrative  Literaturwerkstatt

Bendelstraße 9 · 52062 Aachen  
Tel.: 0241/55915-40 Fax -42  
[www.erzaehlen-schreiben-lesen.de](http://www.erzaehlen-schreiben-lesen.de)

Psychotherapeutische Praxis  
Dr. phil. Angela Thamm  
Diplompsychologin

Bendelstraße 9 · 52062 Aachen  
Tel.: 0241/92910-41 Fax -42  
Email: [angela.thamm@t-online.de](mailto:angela.thamm@t-online.de)

**Beratung praktische Vorträge Fortbildung Supervision Projektbegleitung Psychotherapie**